

Predigt 33. So.i.Jk. A 2020, Diasporasonntag, 8.00

Liebe Schwestern und Brüder!

In meiner Vorstellung waren es kleine blasse Kinder, die in schlecht geheizten Baracken Unterricht von einer Ordensschwester erhielten, aber weder Bücher noch Strümpfe hatten. Auf dem Heimweg wurden sie dann von evangelischen Kindern verprügelt.

Diese schlimmen Sachen passierten in einem Land namens „Diaspora“. Das war so exotisch wie die Länder, die der kleine farbige Junge repräsentierte, der freundlich nickte, wenn man 10 Pfennig in die Spardose an der Weihnachtskrippe hineinsteckte.

Irgendwann kam die Aufklärung: Diaspora ist kein Land, sondern ein Zustand. Anders als bei uns damals in Bochum-Langendreer, wo ich in eine Volksschule voller katholischer Kinder ging – katholisch war also „normal“ – leben die Christen in der Diaspora „verstreut“, also als kleine Minderheiten.

Es war wie mit allen Nöten, die man nur vom Hörensagen, den Erzählungen des Pfarrers aus der Seelsorgestunde kennt: sie weckten unsere Phantasie, gingen uns aber nicht weiter an. Mit Ausnahme der Höhe des Beitrags vom

Taschengeld, das man in die kleine Dose steckte, die der Pfarrer vorne auf das Pult stellte.

Und mittlerweile ist Diaspora sozusagen um die Ecke, hier bei uns. Zahlen muss man dazu an dieser Stelle nicht nennen – es reicht zu wissen, dass in keiner deutschen Großstadt in allen Himmelsrichtungen die Zahl der Christen insgesamt, also katholischer und evangelischer zusammen, nicht mehr nennenswert über 50% liegt.

Das hat Folgen: für das Selbstbewusstsein der Christen, für das Gemeinschaftserleben, für den Religionsunterricht, für die Organisation von immer kleiner werdenden Gemeinden und so weiter!

„Werde Hoffnungsträger!“ – das Motto des Bonifatiuswerkes ist ein anspruchsvoller Appell und gewissermaßen ein Arbeitsauftrag. Was also tun – außer beten und spenden?

Heute will die Frage: Was tun? in den Dialog gebracht werden mit einem anspruchsvollen Evangelium.

Anspruchsvoll wird es dann, wenn wir die leider oft einzige Aussage verlassen, die in unzähligen Kinderkatechesen verbreitet wird: Du hast wunderbare Talente (Flötenspielen, lachen können, Bilder malen) die du einsetzen musst, dann wird alles gut!

Die erste Herausforderung: das Gottesbild. Er tritt auf wie ein ziemlich rabiater Kapitalist. Wer gewinnbringend investiert, wird belohnt. Wer nach kapitalistischen Maßstäben versagt, wird gnadenlos bestraft.

Kein Wort des Dankes für das risikofreie Aufbewahren des Geldes, stattdessen „Heulen und Zähneknirschen“.

Worin liegt der Sinn? Warum tritt Gott so auf? Was will Jesus über Gott, den Menschen und ihr Verhältnis zueinander sagen?

Der Herr erklärt es selbst: Er ist der, erntet – der Sklave soll säen. Der Herr ist nicht im Spiel, er ist weder kreativ noch produktiv. Er fordert und sahnt ab. Nicht der Herr muss überlegen, was man am besten mit dem Geld anstellt, damit es sich vermehrt. Das ist Sache der Knechte. Er ist verreist und fordert Fantasie und Einsatz – von seinen Sklaven.

Gott ist anders. An dieser Stelle nicht nachzuahmen, an dieser Stelle ist das Verhältnis entgegengesetzt. Weil Gott anders ist und sich heraushält, verreist, darum reizt und treibt er uns, das Eigene zu entdecken und zu tun.

Träte Gott als der Fantasievolle auf und forderte er von uns Fantasie, dann hätten wir schon verloren. Hinter den göttlichen Einfallsreichtum fallen wir immer weit zurück.

Joachim Göbel, Dompropst, Paderborn

Vielmehr schafft er durch seine Abwesenheit einen Freiraum für unser eigenes Tun, unsere Verantwortlichkeit.

Hier also nicht: seid wie ich, ahmt mich nach. Hier anders: überlegt euch was, spielt das Spiel alleine und macht es gut. Durch seine Abwesenheit eröffnet sich für uns der Freiraum der Mündigkeit.

Für unser Tun auf dem jetzt eigenen Feld heißt das: Es gibt keinen konkreten Auftrag, er ist nicht da, verreist, wir selbst müssen überlegen. Wir sollen als die Knechte seine Wünsche kennen oder zumindest erahnen. Ihm den Wunsch von den Augen und den Auftrag von den Lippen ablesen.

Das ist mehr, viel mehr, als Gebote zu befolgen. Wer so im Sinn des Herrn handelt, der hat ein enges Verhältnis zu ihm, der braucht keine konkrete Anweisung, der weiß, was der Herr will.

Was will er, was ist sein Ziel? Dass eben sein Wille im Himmel wie auf Erden geschehe. So einfach ist das!

Da genügt eben kein Dienst nach Vorschrift, da muss man über sich hinauswachsen, indem man sich von Gott hinreißen lässt. Sonst geht es nicht.

Nur aus Liebe und in der Liebe gilt: immer noch mehr, immer noch größer. Ein Mehr auch an Einsatz, ein Mehr an Risiko, ein Mehr an Hoffnung.

Was bedeutet das für unser Leben in der Zerstreuung, die wir als einzelne erleben: in Familie, Beruf und Gesellschaft?

Der sprichwörtliche zerstreute Professor heißt deshalb so, weil er sich von seinen Problemen so fesseln lässt, dass er die Vorgänge in seiner Umwelt nicht mehr beachtet.

In der Zerstreuung leben und selber zerstreut sein, ist sehr unproduktiv – kommt aber häufig vor. Im Wahrnehmen und Analysieren von Problemen gibt es unter uns Christen eine gewisse Meisterschaft. Über die Probleme hinwegzuspringen und etwas zu tun: in dieser Disziplin sind wir oft über den Praktikantenstatus nicht hinausgewachsen.

Worauf also warten? Der Herr ist verreist. Kapital ist da. Möglichkeiten gibt's genug. Auch das Ziel ist klar. Und die Energie zum Handeln, der Mut zum Ausprobieren, die Großzügigkeit im Umgang mit falschen Entscheidungen und Wegen, woher kommen die? Davon dass wir gänzlich hingerissen und beflügelt sind von so viel Vertrauen! Hingerissen und beflügelt – mit einem anderen Wort: Hoffnungsträger.